

ihren Wahlkreis wechseln, nachdem ihr so die Leviten gelesen worden waren.

Die Priester haben sich direkten Zugang zum Innersten der Macht verschafft. Der Beichtvater von Präsident Walesa, Pater Franciszek Cybula, sorgt sich nicht nur um das Seelenheil des Staatschefs, er nimmt auch an wichtigen Politsitzungen teil.

Über die Christlich-Nationale Vereinigung versuchen die Katholiken, im staatlichen Radio- und Fernsehprogramm „christliche Werte“ durchzusetzen. Eine angeblich blasphemische Reklametafel der Textilfirma Benetton, auf dem eine Nonne einen Priester küßt, mußte in der Warschauer Innenstadt entfernt werden.

Polen befindet sich nach Ansicht vieler Bürger am Scheideweg zu einem klerikalen oder säkularen Staat. Autor Szczypiorski sagt: „Es geht um den Charakter des Staates.“ Ein Sieg der Priester sei der „erste Schritt hin zum Konfessionsstaat“, fürchtet der stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Demokratischen Union, Wladyslaw Frasyniuk. Setzen die Fundamentalisten sich durch, werde ein Verbot aller Verhütungsmittel und des Sexualkunde-Unterrichts folgen.

Schon jetzt ist „die Vorbereitung der Jugend auf ein sexuelles Erwachsenenleben gleich Null“, stellte eine Studie des Frauenbeauftragten der Regierung fest. Fast die Hälfte der Polen benutzt keinerlei Verhütungsmittel.

Zwar müssen Kioske und Apotheken Kondome verkaufen; auf Druck der örtlichen Priester und Nonnen fehlen sie aber auf dem Land häufig im Angebot. Die Zahl der Frauen, die auf Rezept die Pille erwerben wollen, ist wegen kirchlicher Einschüchterung in den letzten Wochen stark zurückgegangen.

Wer trotzdem vorbeugt, riskiert öffentliche Ächtung: In Stettin enthüllte jüngst ein Pfarrer in seiner Predigt die Namen von Frauen, die sich Verhütungsmittel besorgt hatten.

Spanien

Brutale Lächerlichkeit

Zum 100. Geburtstag Francos entlarven neue biographische Erkenntnisse den Diktator als Muttersöhnchen.

Das Monument vor dem klotzigen Bau der Neuen Ministerien in der spanischen Hauptstadt trägt keine Inschrift. Junge Madrider wissen oft nicht, wer der Bronzegeneral ist, der da stolz zu Pferd sitzt: Francisco Franco.

Der Diktator, der 36 Jahre lang herrschte, ist bei der Mehrheit der Spa-

nier in Vergessenheit geraten. Weniger als 8000 Altkämpen und junge blaubehemdete Fanatiker zogen am 20. November, dem Todestag ihres Caudillos, zur Kundgebung vor den Königspalast – die niedrigste Teilnehmerzahl seit Francos Ableben 1975.

Die Verdrängung von 40 Jahren jüngster Geschichte soll nun ein Ende haben. Dafür sorgen Historiker und Schriftsteller, die den 100. Geburtstag des Diktators am 4. Dezember nutzen, um sich in neuen Büchern mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Die Veröffentlichungen zeichnen den gefürchteten Generalissimus – noch zwei Monate vor seinem Tod ließ er fünf Regimegegner hinrichten – als



Kadett „Franquito“, Bruder Nicolás
Frömmelndes Muttersöhnchen

einen lebenslang Unsicheren, der eigene Schwäche durch Brutalität kompensierte: Franco habe es geschafft, gegen seinen Willen „den Faschismus ohne Charisma“ zu erfinden, so der baskische Philosoph Fernando Savater.

Wie konnte der schwächliche, kränkelnde Junge mit Fistelstimme, den Geschwister und Schulkameraden in der galicischen Hafenstadt El Ferrol als „cerillita“ (Zündhölzchen) verspotteten, zum Bezwingen der Republikaner im Bürgerkrieg und unbeirrbar den Diktator aufsteigen? Am eingängigsten erklärt diese Verwandlung der Psychiater Enrique González Duro.

Francos Vater Don Nicolás, ein gutaussehender Marineoffizier mit Kolonialerfahrung, redegewandt und in seinen politischen Ansichten liberal, brach schon früh aus der Ehe mit seiner abweisenden, bigotten Frau Pilar aus: Er besuchte Bordelle, kam spätnachts oft betrunken heim. Zu Hause führte er sich als Tyrann auf und verlangte Kommißdisziplin. Mehr als seine drei Geschwister litt Paquito, so wurde der Zweitgeborene gerufen, unter dem Kasernenhoft. Der dünne, schweigsame Junge enttäuschte seit frühester Kindheit die Vorstellungen des Vaters.

So wurde der junge Franco zum Muttersöhnchen. Er begleitete Pilar täglich zur Kirche, wo sie Trost im Gebet suchte. Um die Familienehre zu retten, habe

Doña Pilar ihren drei Söhnen den eisernen Willen eingepflanzt, „aufzusteigen, Ruhm zu erlangen, und sei es unter höchsten Opfern und Anstrengungen“, schreibt González Duro.

Paquito idealisierte die Mutter als „Heilige“, fürchtete und haßte den Vater, zu dessen Gegenbild er sich entwickelte: zurückgezogen, folgsam, puritanisch und frömmelnd. Die mütterlichen Warnungen vor dem Vater, so erklärt der Psychiater, hätten schon im Kind „die Angst vor einer unbestimmten Bedrohung“ geschürt: „In seinem Unterbewußten lag ein beständiger und intensiver Verfolgungswahn, der sich später in seinem angstvollen Haß auf Freimaurer, Liberale und Kommunisten kristallisieren sollte.“

Als der Vater die Familie verließ und nach Madrid zog, war Paquito etwas über 14 Jahre alt. Fortan suchte er Vaterersatz und Selbstbestätigung

beim Militär. Er trat als Kadett in die Infanterieakademie von Toledo ein, wo ihm wegen seiner Kleinwüchsigkeit ein verkürztes Gewehr zugeteilt wurde. Don Nicolás verachtete seinen zweiten Sohn auch noch, als der den Bürgerkrieg gewonnen hatte: „Paquito als Staatschef! Paquito als Caudillo! Daß ich nicht lache!“ Den Generalissimus hielt er für den dümmsten seiner Söhne.

Um die kindliche Verletzung zu verdrängen, inszenierte Franco beim Tod des Vaters 1942 ein makabres Schauspiel: Kaum hatte die Lebensgefährtin von Don Nicolás die Angehörigen verständigt, schickte der Diktator seine

Schwester in Begleitung eines Arztes und eines Priesters ins Sterbehaus. Sie jagte die von der Familie geächtete Frau aus dem Raum.

Dem Toten wurde die Uniform angezogen, der Leichnam in den Pardo, Francos Residenz, gebracht. Dort stand der Sarg schon bereit. In der Schloßkapelle fand die Totenwache statt. Dann ließ der Caudillo den Vater unter militärischen Ehren beisetzen – neben der Mutter.

Autor González Duro berichtet, Franco habe alles darangesetzt, den Offiziersstab des Vaters in seinen Besitz zu bringen; doch den erbte der älteste Bruder. Da der Generalissimus den „väterlichen Phallus-Stab“ nicht erlangen konnte,



General Franco im Bürgerkrieg (1937): „Keine Erlösung ohne Blut“

„fia del general Franco“ hervor.

Vázquez Montalbán's 670-Seiten-Werk ist nicht nur Francos Lebensgeschichte, sondern auch die Geschichte des antifranquistischen Widerstands. Dessen Helden setzt der Autor ein Denkmal. Das Buch entlarvt das Franco-Regime in seiner „mittelmäßigen und zugleich brutalen Lächerlichkeit eines Zwerg-Faschismus“.

Doch der Diktator erscheint alles andere als harmlos; „Schlächter“ nennt der Autor ihn durch eine seiner Buchfiguren, den kommunistischen Intellektuellen Marcial Pombo: „Nachdem der lodrende Haß des Krieges vorbei war, haben Sie den Haß der Vernichtung angewandt ... In die Statistik Ih-



Franco-Vater Don Nicolás
Symbolisch kastriert

so folgert der Psychiater phantasievoll, „blieb er symbolisch auf immer kastriert“.

Tatsächlich hatte Franco zeitlebens ein verklemmtes Verhältnis zum anderen Geschlecht. Als junger Offizier – trotz Uniform machte der kleine Mann nicht gerade einen virilen Eindruck – holte er sich so manchen Korb, bis er auf einer Wallfahrt die 17-jährige Carmen Polo kennenlernte, die er 1923 heiratete. Damals war aus dem Kadetten „Franquito“ schon der afrikanische Held geworden, der sich in den Schlachten gegen die aufständischen Berber Nordmarokkos den Rang eines Oberstleutnants und die Adeligkeit durch König Alfonso XIII. verdient hatte.

Die arrogante, kühle Carmen war laut Interpretation des Psychiaters die „Inkarnation der Mutter“. Der Ehe, die 52 Jahre ohne sichtbare Probleme bis zu Francos Tod hielt, habe jeder Funken von Erotik gefehlt. „Seine sexuelle Frustration“ habe der Diktator im Krieg und auf der Jagd kompensiert, der er im Alter mehr Zeit widmete als den Staatsgeschäften.

Den frühkindlichen Wunsch, seine Mutter zu verteidigen, übertrug Franco, wenn man González Duro folgt, auf „la madre-patria“. So wurde aus ihm der glühende Nationalist, der den Bürgerkrieg zum Kreuzzug stilisierte. Als Symbol göttlicher Hilfe trug er ständig eine Reliquie, die Hand der heiligen Theresas, bei sich.

Selbst nach dem Sieg verhinderte er die Versöhnung der gegnerischen Seiten. Denn seiner Meinung nach gab es keinen Frieden. Gegen die Besiegten ordnete er brutale Repression an: Mindestens 30 000 politische Gefangene wurden unter seinem Regime zwischen 1939 und 1945 hingerichtet. Über eine Viertelmillion Republikaner wurde eingekerkert und gefoltert, eine halbe Million mußte ins Exil fliehen. Noch 1946 befand Franco: „Es gibt keine Erlösung ohne Blut.“ Todesurteile unterzeichnete er, „ohne daß mir die Hand zitterte“.

Die Opfer der Diktatur und die Spaltung Spaniens in Sieger und Besiegte hebt auch der Schriftsteller Manuel Vázquez Montalbán in seiner „Autobiogra-



Franco-Mutter Pilar
Als Heilige idealisiert

rer Vernichtung muß man Abertausende Spanier einrechnen, die gezwungen wurden, ihre Identität und sogar ihr Gedächtnis zu verlieren und denen kein anderes Recht blieb, als das Blut der physisch Verwundeten zu stillen.“

Den Diktator „wiederzuerwecken, um ihn umzubringen“, ist das Ziel des Biographen. Mit seiner Darstellung rächt Vázquez Montalbán die Generation linker Verfolgter für die erniedrigende Tatsache, „daß nur die Biologie der franquistischen Diktatur den Garau machen konnte“, wie der Philosoph Savater konstatiert: Hätte der seit 1961 an Parkinson erkrankte Franco noch weiter gelebt – die 39 Millionen Spanier hätten aus eigener Kraft seine Herrschaft wohl nicht abschütteln können.